

## Einleitung

# Von der traurigen Pflicht der Historiker

*Ubi dubium, ibi libertas.  
Wo der Zweifel ist, da ist  
die Freiheit.*

Eine „traurige Pflicht“ sei es, schrieb der geistreiche englische Historiker Edward Gibbon um 1775, eine über zwei Jahrtausende geprägte christlich-historische Perspektive in Frage zu stellen, um die wissenschaftlich-historische Epoche nach vorne zu holen: „Der Theolog mag dem angenehmen Berufe folgen, die Religion zu beschreiben, wie sie vom Himmel niederstieg [...] Eine traurigere Pflicht ist dem Historiker auferlegt. Er hat die unvermeidliche Mischung von Irrthum und Verderbtheit zu entdecken, welche sie während eines langen Aufenthaltes auf Erden [...] annahm.“<sup>1</sup> Die Mahnung Gibbons, der ohnehin überall zu beobachtenden kirchlichen Imprägnierung der abendländischen Geschichte nicht durch wissenschaftliche Demutsgesten auch noch eine höhere Weihe zu verleihen, hat bis heute Gültigkeit, besonders in Bezug auf das spätantike vierte Jahrhundert, das in der christlich orientierten Literatur gerne und ein wenig pauschal als das „christliche Jahrhundert“ gekennzeichnet wird. „Christlich“ deshalb, weil zu Beginn dieses Jahrhunderts Konstantin, der „erste christliche Kaiser“, regiert und am Ende Kaiser Theodosius, der das Christentum zur Reichsreligion erhebt. Dazwischen herrscht ein gewaltiges religiöses Tohuwabohu, über das die meisten Althistoriker wenig zu berichten wissen und zu dem die christliche Literatur sich gerne ausschweigt.

„Groß“ werden sie genannt, die beiden Kaiser. Sie haben ihre imposanten Attribute für ihre Verdienste um den Durchbruch des Christentums erhalten und die Mehrheit der deutschen Althistoriker zweifelt nicht daran,

---

1 E. Gibbon, *The Decline and Fall of the Roman Empire, 1776-1788*; ND: *Verfall und Untergang des Römischen Reiches*, 2004, S. 237 (Auszug).

dass sie zu Recht als *Imperatores Christianissimi*, allerchristlichste Kaiser, in den Geschichtsbüchern erwähnt werden. Dies zu beweisen haben Dutzende von Althistorikern einen Berg von Konstantin-Biographien geschrieben und sich mächtiger Worte bedient, um die Christlichkeit Konstantins und seine Bedeutung für die christliche Kirche gebührend hervorzuheben: Ein „weltgeschichtliches Ereignis“ sei seine Bekehrung zum Christentum im Jahre 312 („in diesem Zeichen siege“) gewesen, eine „konstantinische Wende“ habe nach Jahren des Martyriums und des Leidens vieles zum Guten gewendet. Und so feiern die Historiker Konstantin in regelmäßigen Publikationen und ehrfurchtsvollen Ausstellungen als „ersten christlichen Kaiser“ und auch der Vatikan mag nicht nachstehen und gedenkt seiner in prachtvollen Gemälden im Sala di Constantino des Vatikanischen Palastes.

Die „Wende“ zum Christentum scheint allerdings von nur kurzer Dauer zu sein. Denn nach Konstantins Tod im Jahre 337 droht das Christentum die Kontrolle über sich zu verlieren. Fern von Rom wachsen in Kleinasien und Nordafrika machtvolle christliche Konfessionen auf, die sich gegenseitig schmähen und zu eliminieren suchen. Allerortens werden Häretiker gesucht und gefunden und um Konstantins angeblich christliches Erbe steht es nicht gut. Sein kaiserlicher Kollege Theodosius, im Jahre 379 an die Macht gekommen, schafft schließlich, nach fast einem halben Jahrhundert Streit, Ordnung. Er bringt die „Wende“ zu Ende und diktiert dem Volk die Konfession ins Stammbuch: „Nur diejenigen, die diesem Gesetz folgen, sollen, so gebieten wir, katholische Christen heißen dürfen; die übrigen, die wir für wahrhaft toll und wahnsinnig erklären, haben die Schande ketzerischer Lehre zu tragen.“<sup>2</sup> Gemeint ist mit diesem Diktat nicht das Christentum als solches, sondern nur eine christliche *Strömung*: die trinitarische.<sup>3</sup> Die übrigen christlichen Konfessionen werden als häretische Abweichungen von der Wahrheit verfolgt, ebenso – ein wenig später – die Juden und die Heiden.

---

2 Glaubensedikt des Kaisers Theodosius vom 28. Februar 380.

3 In diesem Buch werden Christen, die an die Wesensgleichheit von Gottvater, Sohn und Heiligem Geist glauben, „Trinitarier“ genannt. Man kann sie mit den Angehörigen der heutigen großen katholischen/evangelischen Kirchen in Deutschland vergleichen. In Gegnerschaft zu den „Trinitariern“ stehen die „Arianer“, die Jesus nicht als wesensgleich anerkennen. Die Arianer wachsen ab 318 u.Z. zu einem gefährlichen Konkurrenten der Trinitarier auf (vgl. Kap. 3).

Mit diesem Edikt des Jahres 380, bekannt unter dem Kurznamen *Cunctos populos*, verbünden sich Staat und Kirche zu einer Allianz, die – mit einigen Dutzend weiterer Erlassen abgesichert – als unbeschränkt meinungsbildende Staatskirche in das Mittelalter stürmt. Sie löst die angeblich dekadente antike Kultur ab und setzt an ihre Stelle die Hoffnung auf ein ewiges Leben und die Furcht vor dem Jenseits. Das Diesseits ist nunmehr der Warteraum armer Sünder, ein mühevolleres Jammertal und wer recht tut, zieht sich in die Einöde zurück. Und da das Irdische seine eigentliche Bedeutung verloren hat, antike Bildung und Freude den neuen Herren verdächtig sind, trocknen die öffentlichen Schulen und Bibliotheken aus, verlernen die Menschen das Lesen und Schreiben, verlieren die Wissenschaften den Resonanzboden und wissen die Bildhauer nicht mehr, wie man eine Körperskulptur modelliert. Kurzum, das christliche Abendland beginnt mit dem Analphabetismus und wer glaubt, die Beschreibung trumpfe unberechtigt zu Lasten der kirchlichen Leistungen auf, sollte sich einmal mit der antiken Kultur befassen und damit, was im siebten Jahrhundert davon noch übrig geblieben ist.<sup>4</sup>

Dies also ist der historische Rahmen dieses Buches, in dem unser Publikumsliebbling, Konstantin I., die Hauptrolle spielen wird. Wir werden die „unzweifelhafte“ Christlichkeit Konstantins ins Verhör nehmen und im streitbaren Diskurs mit der Forschung offenzulegen suchen, was die Historiker dazu an Richtigem, Merkwürdigem und Wunderbarem zu sagen haben. Dass dabei auch über das Christentum gesprochen werden muss, das im vierten Jahrhundert ein wenig anders daherkommt, als in den Katechismen und den meisten Konstantin-Biographien beschrieben, versteht sich. Daher steht das Kapitel „Wilde Jahre – Das Christentum zur Zeit Konstantins“ als Grundlagenkapitel im Buch ganz vorne.

Und noch einiges mehr werden wir uns genauer ansehen müssen, von dem man annehmen sollte, dass es wie selbstverständlich in eine wissenschaftlich begründete Konstantin-Biographie einfließt: Die antiken Texte beispielsweise, die Konstantin als einen edlen christlichen Ritter ausweisen. Dazu gibt es einiges zu sagen, auch im Hinblick darauf, was aus den Texten des vierten Jahrhunderts geworden ist, nachdem sie in den klöster-

---

4 Die Rolle der Völkerwanderung und die Behauptung, die „dekadente“ antike Kultur habe sich selbst aufgelöst, können an dieser Stelle nicht behandelt werden. Beide Hypothesen sind vom Verfasser für den Bereich der Literatur widerlegt worden (Die spätantiken Literaturquellen. Bestand und Verfall der antiken Literatur, 2009).

lichen Kopierstuben des frühen Mittelalters handschriftlich vervielfältigt wurden. Es geht dabei um die Frage, ob und in welchem Umfang antike christlich-kirchliche Texte für wissenschaftliche Studien überhaupt nutzbar sind. Das ist ein heißes Eisen, denn der christlich-antike Kirchenschriftsteller Eusebius, ein Zeitgenosse Konstantins und dessen Biograph, hat ganz wunderbare Elegien über Konstantin geschrieben, die die Konstantinforschung beispiellos beeinflusst haben. Der Leser ahnt schon: Auch hier muss Grundlagenarbeit geleistet werden, die über das Bisherige hinausgeht. Das Kapitel „Unsichere Kandidaten. Über die Zuverlässigkeit antiker Textquellen“ steht daher an zweiter Stelle des Buches, bevor wir Konstantin, zutreffender die Altertumswissenschaften im Verbund mit der Theologie, zu Worte kommen lassen. Denn der schreibfaule Konstantin hat uns kein einziges Wort hinterlassen.

Am Ende des Buches stehen Bewertungen. War er nun christlich, der „große“ Kaiser Konstantin, oder nicht? Ist nun das Christentum *eo ipso* die *Via triumphalis* vorwärtsgestürmt oder haben andere Kräfte den Weg geebnet? Und: Wie wissenschaftlich ist eigentlich noch die deutsche Konstantinforschung?

Abschließend noch ein Wort zur Methode: Das Buch widerspricht. Nicht, um die althistorischen Deutungsexperten zu verärgern, sondern um der historischen Aufrichtigkeit willen. Es ist eine Trivialität, aber dennoch wert, sich zu erinnern: Neues setzt die Zertrümmerung des Alten voraus. Fortschritt entsteht über die Kritik am Bestehenden. Zweifel ist das Lebenselixier der Wissenschaft. Wir wissen aber auch, Experten öffentlich zu widersprechen, ist nicht ungefährlich. Die „Schlange Eitelkeit“ (Nietzsche) redet auch auf Habilitierte ein, die es gar nicht mögen, öffentlichem Widerspruch ausgesetzt zu werden. Sie greifen dann zu allen lautereren Mitteln, was in Ordnung ist, um den Frechling zur Ordnung zu rufen, und zu unlauteren, was weniger fein ist. Das Buch braucht also als „Widerrede“ einen unverzichtbaren wissenschaftlichen Tiefgang, um im Sturm der Entrüstung nicht an den Felsen altgeschichtlicher Solidarität zu zerschellen.

Um das vorliegende Werk dennoch auch für interessierte Laien lesbar zu halten, die nicht mit den antiken Kirchenhistorikern unter dem Kopfkissen einschlafen, werden Detailerörterungen am Ende des Buches präsentiert. Sie ergänzen dort im „Exkurs“ den Text und sind für den besonders neugierigen Leser gedacht. Der Autor versichert, dass es sie zu lesen lohnt. Ebenso werden Zitate aus lateinischen und griechischen Originaltexten kurz und übersetzt angeboten und Quellenangaben – wo immer vertretbar

– vollständig zitiert, um möglichst viele Leser zu erreichen. Das wäre ja nicht das schlechteste aller Ergebnisse, wenn es gelänge, einen größeren Leserkreis für die faszinierende „Alte Geschichte“ zu gewinnen.

Der Autor ist Althistoriker und Philosoph, eine eher seltene Spezies im universitären Raum. Bei seiner Suche nach der historischen Wahrheit wird die Ehrfurcht des Althistorikers vor der antiken Kultur immer wieder durchschimmern und das Bedauern, dass gerade diejenigen, die *ex professo* Bedeutung und Ansehen der antiken Kultur hochhalten müssten, diese gedankenlos auf dem Altar einer vermeintlich überlegenen neuen Kultur opfern. Als Philosoph ist der Autor seiner Fakultät, der Mutter aller Wissenschaft, dankbar. Sie leistet nach wie vor unerbittlich die Knochenarbeit der Wahrheitsfindung und ringt besessen um die Eindeutigkeit der Begriffe. Beides, eine von konfessionellen Vorverurteilungen freie Suche nach der Wahrheit wie auch etwas mehr Sorgfalt bei der Formulierung von Begriffen, täte der Konstantinforschung gelegentlich gut.